

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 11

Artikel: Das altgewordene Ideal
Autor: Schnetzer, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669335>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Diavolezhütte mit Piz Palü (3912 m) Ausgangspunkt zur Besteigung des Piz Palü und Traversierung des Persgletschers zur Bobalhütte. Großartige Ansicht des Berninamassivs. Ober-Engadin.

Ferne Berge.

In Stunden, die voll Schatten sind,
in denen alle frohen Klänge schweigen,
laß' ich den Blick vom Tieflandsee,
dem Stadtgeschmückten, zu euch Bergen steigen.

Ihr tront so rein, so keusch und weiß,
weit über Stadt und See und blauen Hügeln
und lockt und ruft, bis mir mein Herz
zu euch enteilt auf luftgewobnen Flügeln.

Es bringt mein Blick in euer Bild,
ich hab' mein Herz in euren Silberauen,
ich geb' es hin in eure Macht, —
ihr füllt es neu mit Reinheit und Vertrauen.

In zweifelvoller, dunkler Zeit
heb' ich zu euch die Augen voll Verlangen,
und laß' von eurem Zauberbild,
dem firnbestrahlten, stärkend mich umfängen.

Und seh' ich euch dann himmelwärts
die ew'gen Häupter weiß und zackig heben,
dann trink' ich euren Hauch im Wind
und trete fatbereit zurück ins Leben.

Rudolf Schneyer.

Das altgewordene Ideal.

Sentimental-scherzhafte Skizze von Rudolf Schneyer.

Albert und Margrit waren nun eine lange Reihe von Jahren getrennt gewesen. Er war in der kleinen Provinzstadt verblieben, in der sie beide aufgewachsen waren, in der sie sich kennen und lieben lernten, und sie war weit fort

in ein fremdes Land gegangen, als Gouvernante zu einer reichen Herrschaft. Und es lag zwischen ihnen soviel Erde, eine so weite Distanz, daß es ihnen alle die Jahre unmöglich gewesen war, sich zu sehen, einmal zusammen

zu kommen. Es war ihnen nur noch möglich, im Geiste beisammen zu sein. Da existierte freilich die Distanz nicht mehr.

Als sie vor Jahren und Jahren auseinander gegangen waren, da waren sie noch sehr jugendlich, sehr hübsch, vom Schimmer der gegenseitigen Verliebtheit beglänzt, lebhaft und hoffnungsfroh. Sie hatten das Leben vor sich und erwarteten viel von ihm. Sie standen damals in Blüte. Sie war geschmeidig, hatte blizende Zähne, rote Lippen, sprühende Augen und wildes Haar. Er strömte von Kraft, hatte einen kühnen Blick, einen festen Nacken, eine freie Stirn und war die reinste Verkörperung von jugendlichem Mut. So waren sie damals, als sie sich trennten auf dem kleinen Provinzstadtbahnhof, als Margrit sich noch aus dem Bahncoupefenster neigte und ihm zuwinkte, während er, auf dem Perron stehend, ihr nachschaute, als könnte er den enteilenden Zug mit seinen Augen festhalten.

So waren sie damals.... Und so hatte Eines das Andere in Erinnerung behalten. So trug jedes das Bild des Andern in sich, als jungbleibendes Ideal. Die Jahre rollten nur so dahin, aber das Bild des Einen im Andern änderte sich nicht, es entwickelte sich nicht, machte das Tempo der Zeit nicht mit. Sie waren beide sozusagen bei jenem letzten Bilde auf dem Bahnhof stehen geblieben. Rund um sie entwickelte sich alles, Kinder wurden größer, Häuser und Straßen bekamen ein anderes Ansehen, Bekannte starben, Menschen gingen auseinander und Menschen kamen zusammen. Alles war Fluß und Bewegung. Sie aber hatten den Sinn für Entwicklung verloren. Wenn sie aneinander dachten, aneinander schrieben, wenn sie sich naheinander sehnten, wenn das Eine versuchte, sich das Andere vorzustellen, dann sahen sie sich immer so, wie sie sich am letzten Tag gesehen hatten. Sie waren wie Menschen, die eines Tages blind geworden waren und nicht mehr sahen, wie die Entwicklung der Welt vor sich ging, die die Welt für immer so in Erinnerung behielten, wie sie sie vor ihrer Erblindung gesehen hatten.

Sie hatten so intensiv unter der Distanz des Raumes gelitten, daß sie die Distanz der Zeit nicht mehr fühlten. Auch sie waren natürlich älter und älter geworden. Aber sie fühlten sich so jung, wie damals, sobald sie aneinander dachten und schrieben. Das Wachstum ihrer Liebe war damals auf dem Bahnhof still gestanden.

Und nun war diese Zeit überwunden. Eine lange Reihe von Jahren ging heute zu Ende. Heute endlich, endlich kehrte Margrit zurück...

* * *

Es war die zweite Nachmittagshälfte. Der Tag wanderte gegen Abend, aber noch war es völlig hell.

Albert wartete in seiner Stube, die er allein bewohnte; denn seine Eltern waren gestorben. Er ging nicht auf den Bahnhof. Margrit hatte ihm geschrieben: „Hole mich nicht ab. Ich will dich nicht unter den Menschen wiedersehen. Ich eile von der Bahn direkt zu dir. Ich will dich ganz allein dort wiedersehen, wo wir soviel Glück zusammen gesehen und geteilt haben. Ich will dir dort in unserer Welt wiederbegegnen“. Wie hatte er gelächelt ob diesem Briefe, wie hatte er vor sich hingemurmelt: „Sie ist immer noch dieselbe Margrit, sie hat sich nicht geändert, noch immer romantisch und voll Einfälle“.

So erwartete er sie also voll Ungeduld in seiner Stube. Immer wieder zog er die Uhr und konnte nicht begreifen, wie unbarmherzig die Zeit ist, die Tick nach Tack geht, während das Herz über sie hinweg springen möchte. Immer wieder hob er den Vorhang, sah auf die Straße hinab, auf der schon Leute von der Bahn kamen, unter denen er aber niemand entdeckte, der seine Margrit sein konnte. Es war Zeit. Jeden Augenblick konnte sie eintreten. Jetzt mußte sie sich wohl schon dem Hause nähern. Jetzt mußte sie die Haustüre öffnen und die Treppe empor steigen. Er horchte. Immer noch nicht... Wieder zog er die Uhr. Was war doch die Zeit für eine Grausamkeit, für eine Teufelserfindung.

Doch, jetzt erklangen Schritte auf der Treppe. Das Blut schoß dem Manne ins Gesicht. Es war, als müßte jetzt Feuer vom Himmel fallen, um ihn zu verzehren. Jetzt klopfte man an die Türe. Er rief: „Herein“. Die Tür ging auf. Er breitete die Arme aus.

In den Rahmen der Türe trat eine weibliche Person, eine Art alte Jungfer, ein Frauenzimmer, das gar nicht seine Margrit sein konnte.

„Was wünschen Sie, wen suchen Sie?“ fragte Albert und ließ die Arme wieder sinken, zitternd vor Erwartung, vor plötzlicher Enttäuschung und auch vor Wut darüber, daß in diesem Augenblick ein fremder Mensch sich eindrängte. Das Frauenzimmer sah ihn unsicher an. Dann sagte sie:

„Entschuldigen Sie, ich glaubte, hier wohne Herr Albert Stamm. Ich habe mich aber wohl in der Etage geirrt. Verzeihen Sie“. Sie wollte sich zurück ziehen. Da stieß ein kleiner Reisekoffer, den Sie trug, heftig an die Türe. Die Dame schien sehr müde zu sein. Ihre Bewegungen waren ein wenig langsam. Ehe sie wieder aus der Türe trat, fragte sie mit müder Stimme:

„Mein Herr, können Sie mir vielleicht sa-

„Ich bin selbst Herr Stamm“. Die Dame riß die Augen weit auf.

„Sie sind — Albert?“

„Gewiß. Und Sie sind?“

„Ich bin Margrit“. Die beiden betrachteten sich ungläubig und scharf.

„Sind Sie Albert? Albert ist doch ein ganz Anderer“

„Und Sie sind wirklich Margrit? Margrit ist doch“



Nast vor der Überquerung des Morteratschgletscher auf der Isola-pera.

gen, in welcher Etage Herr Stamm wohnt? Ich war viele Jahre fort und weiß es nun offenbar nicht mehr genau. Ich komme seit langer Zeit zum ersten Male wieder hierher, deshalb irrte ich mich und störte Sie.“ Albert warf einen jähren Blick auf sie.

„Sie waren viele Jahre fort?“ fragte er.

„Sie kommen eben vom Zug?“

„Ja, es war eine lange, lange Reise. Ich bin müde, ich komme“

„Sie kommen weit aus dem Süden?“ fiel er ein.

„Ja. Woher wissen Sie das mein Herr? Hat Ihnen Herr Stamm?“

„Doch, ich bin Margrit, die Verlobte von Albert Stamm“.

„Du bist es also“, sagte er mühsam. „Komm herein. Du bist ja am rechten Ort. Ich bin Albert“. Sie trat vollends ein, müde und neugierig, als käme sie in ein Milieu, an das sie noch nie gedacht hatte, das ihr unbekannt war. Sie kam, wie ein Fremdling in eine fremde Welt. Albert ging auf sie zu, um ihr den Reisekoffer abzunehmen.

* * *

Nach einer Weile saßen sie sich am runden Tische gegenüber. Margrit hatte abgelegt und Albert hatte ihr Tee gebracht.

So lange waren sie getrennt gewesen, und nun wußten sie kaum, wie das Gespräch beginnen. Und sie hatten sich doch so viel zu sagen. So innig hatten sie sich lange Jahre nach einander gesehnt, nun hatten sie sich ohne Feuer, ohne Kuß, begrüßt, wie Fremdlinge. Diese Stunde war ihr Ziel, ihre Hoffnung gewesen. Margrit rührte den Zucker in der Tasse und ließ den Blick durch das Zimmer schweifen.

„Ich kenne mich nicht mehr aus bei dir. Es ist hier alles anders, als ich es in Erinnerung habe“, sagte sie bedächtig.

„Das glaube ich“, erwiderte er. „Nachdem meine Mutter im vergangenen Jahre starb, und ich allein war, habe ich mir alles anders eingerichtet, so, wie es für mich bequemer war, wie es mir besser paßte. Ich richtete mir ein Junggesellenheim ein. Deshalb sieht nun alles ganz anders aus“. Sie sah in sein Gesicht.

„Hast du dich einsam gefühlt, als Junggeselle?“

„Oh nein“, sagte er. Er lächelte, wie man oft in der Enttäuschung lächelt. „Ich fühlte mich nie einsam; denn ich dachte ja viel an dich. Meine Sehnsucht nach dir unterhielt mich immer. Ich lebte von der Hoffnung auf die heutige Stunde, und nun habe ich dich nicht einmal erkannt“. Sie neigte sich über die Teetasse.

„Habe ich mich so sehr verändert?“ fragte sie. Er wartete eine Weile mit der Antwort. Endlich sagte er leise:

„Ich habe dich völlig anders in Erinnerung, so, wie du damals auf dem Bahnhof warst. So sah ich dich stets vor mir“. Sie schwiegen, bis sie den Kopf hob und, ihn forschend betrachtend, sagte:

„Auch ich habe dich so in Erinnerung behalten, wie du damals warst. Du warst ein feuriger Jüngling. Jetzt bist du ganz anders“. Sie lächelten sich traurig an.

„Damals hattest du eine volle, schöne Haarfrone“, sagte er.

„Ich weiß es. Du liebtest sie und wühltest immer mit deinen Händen darin. Ich verlor viel meiner Haare im Süden. Ich hatte eine Kopfkrankheit“. Seine Blicke begleiteten ihre Hand, die nach dem mageren Haarknötchen griff, das ihr im Nacken saß. Er sah, wie dünn das Haar geworden war und seufzte. Sie hörte es und errötete. „Was kann ich dafür,

daß ich eine Krankheit bekam?“ Sie war gekränkt.

„Du kannst wohl nichts dafür“. Er lehnte sich in den Stuhl zurück. „Weißt doch noch, wie dein Mund war? Du hattest blühende Zähne.“

„Albert, ich habe allerlei erlebt in der langen Zeit. Der Süden bekam mir nicht gut. Ich verlor auch meine Zähne. Ich besitze die echten nicht mehr“. Er schaute sprachlos auf ihren Mund.

„Deine weißen Zähne, die ich so liebte, verlorst du?“ Er entsetzte sich. „Wo sind deine frischen roten Lippen? Wie dürr dein Mund ist! Deine vollen Mädchenwangen fielen ein. Deine Augen sind matt und von Krähenfüßen umrahmt. Und dein Hals, deine Schultern! Wie flach wurde deine Brust! Deine Gestalt, die mich entzückte, hat keine Hüften, keine Formen mehr! Wo blieb die Margrit von damals?“ Margrit bebt vor Qual.

„Albert, ich hatte zweimal die Malaria. Das hat mich so hergerichtet. Was kann ich dafür? Was kann denn ich dafür? Ich achtete nicht so darauf. Es war mir nicht so wichtig. Jetzt freilich.... Jetzt erkenne ich, daß nichts blieb, wie es damals war. Jetzt fühle ich, daß es sehr, sehr lange her ist, seit damals. Ich dachte nie daran“.

„Ja, es ist sehr, sehr lange her“. Wieder schwiegen sie, bis er fortfuhr: „Ich bin nicht grausam, ich tue nur, was jeder tut, dem das Wasser an die Gurgel steigt. Ich rede mich nur frei von dem, was mich quält. Ich erwartete die Margrit von damals. Nun ist eine alte Jungfer aus ihr geworden“. Margrit begann zu weinen. Mit nassen Augen sah sie zu ihrem Verlobten hinüber.

„Ich wollte zu jenem Jüngling von damals zurückkehren und finde einen gealterten, eigensinnigen Junggesellen. Wie grau bist du an den Schläfen geworden“.

„Ich grau?“ Er sprang auf und trat vor den Spiegel. Wie sonderbar. Er hatte es bisher nie geachtet. Überhaupt, was für ein gealtertes Gesicht schaute ihm entgegen. Er hatte sein Gesicht noch nie so gesehen. Woher kam das. Kleinlaut wandte er sich ab und setzte sich wieder auf seinen Stuhl.

„Es spricht keine Kraft mehr aus dir“, fuhr sie fort. „Wo blieb sie?“ Er sah finster vor sich hin.

„Sie gab nach. Es mißlang ihr allzubiel.“

Sie fühlte, daß die Welt voller Barrikaden ist, die nicht alle überstiegen werden können“, erwiderte er dumpf.

„Dein Blick ist nicht mehr kühn, dein Nacken nicht mehr stark und deine Stirne nicht mehr so frei“.

„Margrit, es ist auch über mich vieles gekommen, das mich wandelte. Es war eben eine gar lange Zeit, die mancherlei brachte. Ich lernte mich bescheiden. Ich reduzierte alle Hoffnungen, bis auf die Hoffnung auf die jetzige Stunde. Es mißlang mir vieles, und ich mußte immer wieder von neuem ansetzen. Ich wurde immer milder und lernte in vielem nachgeben. Damals war Jugend. Wir sind älter geworden“.

„Ja, wir sind älter geworden“, wiederholte Margrit.

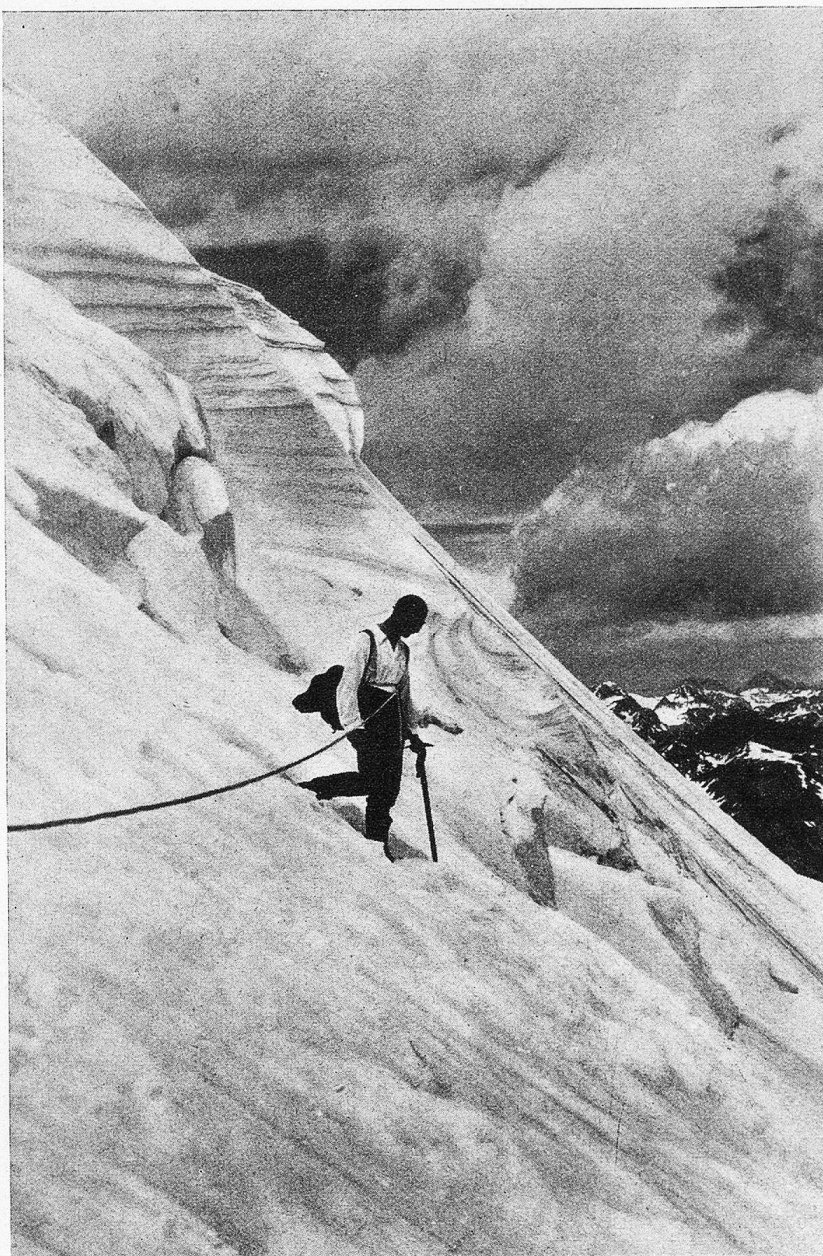
Nun saßen sie da mit gesenkten Köpfen, wortlos, überflutet von der Erkenntnis. Jetzt kam es ihnen jäh zum Bewußtsein, daß seit damals eine lange Spanne Zeit verfliegen war, auf die sie nicht geachtet hatten. Unbemerkt hatte die Zeit ihre Arbeit geleistet, die darin besteht, das Rad der Entwicklung vorwärts zu drehen. Nun sahen sie plötzlich alles vor sich, sahen sie, daß sie nicht mehr dort standen, wo sie damals waren, als sie auf dem Bahnhof standen, daß sie seit damals viel, viel weiter gegangen waren.

„Wir, die Zeit, unser Ideal, alles ist älter geworden“, sagte Margrit. Der Tee vor ihr duftete. Es roch in der Stube nach feinen Blüten.

* * *

Plötzlich sprang Albert auf, schleuderte erregt die Hände auf den Rücken und ging im Zimmer auf und ab.

„Verzeih Margrit, aber ich muß reden. Wenn es grausam ist, so schreibe es auf das Konto desjenigen, der die Zeit erfunden hat.



Abstieg vom Fels Morteratsch.

Nicht ich bin hart, sondern das Schicksal ist hart mit uns. Seine Härte redet aus mir. Das Schicksal zwingt mich, dir nun zu sagen: Margrit, so, wie du jetzt dastehst, kenne ich dich nicht; mit der, die du geworden bist, hatte ich nie etwas zu schaffen. Es ist eine andere Margrit, die ich liebe und in mir trage; es ist jene von damals. Dich, die von heute, kenne ich nicht. Nie liebte ich die jetzige Margrit.“ Er ging auf und nieder. Er versuchte einen Kampf seiner Seele, seines Willens, gegen das Absolute, Schicksalshafte, durchzuführen, wurde aber bald müde und sah das Unnütze des

Kampfes ein. Als er sich ermattet aufs neue setzte, stand Schweiß auf seiner Stirne. Zerschlagen lehnte er im Stuhl und sagte, milder geworden:

„Also, nicht wahr, du verstehst mich, du begreifst? Ich liebe die andere Margrit“.

„Wie ich einen ganz andern Albert liebe“, ergänzte sie. Wie mühsam sich ihr Gespräch abrollte. Stück um Stück. So wurde Stück um Stück von ihrem Innern losgesprengt. Und bei alledem versuchten sie höflich gegeneinander zu sein, sich nicht mehr zu beleidigen, als das Schicksal sie zwang. Nach den Leidanfällen und den Momenten des Sichaufbäumens versuchten sie sich höflich zuzulächeln. Jedoch fühlten sie wohl gerade in diesen Augenblicken, wie fremd sie sich geworden waren. Stimmt es doch sehr oft mit der Liebe zweier Menschen dann nicht mehr, wenn sie sich verpflichtet fühlen, die Form der Konvention gegenseitig zu wahren. Einen solchen Versuch des Lächelns machte Alberts Mund, als er sagte:

„Du bist zu lange fort geblieben, du hättest früher kommen sollen“.

„Konnte ich es denn?“ fragte Margrit, die den Tee von sich geschoben hatte. „Ich durfte ja gar nicht früher heimkehren. Waren doch deine Eltern die Feinde unserer Liebe und du so sehr von ihnen abhängig, daß uns nichts blieb, als ihr Ableben abzuwarten.“

„Und unterdessen alterten wir. Wir hätten vielleicht nicht so hartnäckig sein sollen, hätten von einander lassen sollen und uns anderweitig umsehen“.

„Das konnte ich nicht. Der Jüngling von damals war zu sehr mein Glück“.

„Das ist freilich richtig. Die Margrit von damals, ach, sie war derartig mein Glück, daß ich auch nicht weiß, wie ich hätte von ihr lassen können“.

„Siehst du! Wer läßt von seinem Paradiesglauben?“

„Du hast recht“. Wieder versicherten die Worte. Wieder hatte sich ein Stück von ihnen gelöst. Langsam, langsam gab es Raum in ihnen. Stück um Stück redeten sie aus sich fort. Und sie wurden ein wenig ruhiger.

„Es ist etwas geschehen, an dem wir keine Schuld haben“, begann Albert wieder.

„Gar keine Schuld“, stimmte Margrit bei.

„Es ist eine Sünde an uns begangen worden. Man hat uns getäuscht, genarrt, betrogen, um unser Paradies gebracht.“

„Und wer hat es getan?“

„Weiß ich es? Wer leitet das Leben? Wer lenkt die Zeit?“

„Man sagt — Gott!“ Sie sahen sich scheu um und fühlten plötzlich, wie sie auf einmal gemeinsam sich auf den Weg machten, um den Verursacher, den Schuldner zu suchen. Aber das Wort ‚Gott‘ machte sie stugig. Sie waren doch zu schwächliche Menschen, um den Mut zu besitzen, sich gegen dies Wort aufzulehnen.

„Wir wollen nicht Gott beschuldigen. Man darf das nicht. Er ist allweise“, sagte Margrit scheu. Und, flüchtend wie Rehe vor dem Jäger, zogen sich ihre Gedanken vor diesem Worte zurück. —

„Dann ist das Leben selbst der Schuldige“.

„Das Leben? Sind nicht wir das selbst? Sind nicht wir unser Leben? Dann wären doch wir die Schuldigen! Wir sind aber nicht die Schuldigen, wir fühlen das doch“.

„Dann ist es die Zeit“.

„Was ist die Zeit? Haben wir etwas von ihr gefühlt? Wie ist sie im Stillen gewachsen und größer und größer geworden, ganz wie eine Pflanze. Sie weiß ja vielleicht nicht einmal, daß sie größer wurde. Das ist vielleicht nur uns, ihr selbst aber nicht, bewußt. Wenn sie eventuell nur eine Pflanze ist? Wer will einer Pflanze ihr Wachstum als Schuld vorwerfen?“

„Dann weiß ich keinen Schuldigen mehr, Margrit. Dann wäre also das eine Schuld ohne Schuldner. Es gibt heutzutage doch sehr seltsame Dinge auf Erden. Wie komisch“. Sie spürten kaum, daß die Bitterkeit sie in die enge Gasse der Selbstironie trieb. Sie lächelten sich hilflos zu, wie Verwundete, die sich zum Scherzen zwingen, aus Angst vor den Schmerzen.

„Da sitzen wir nun und sehen keinen Weg“, sagte Albert.

„Was müssen wir tun?“

„Weiß ich es?“

* * *

Ein Hauch von Dämmerung glitt in das Zimmer, und wenn es dämmert, wird das Licht milder, und die Dinge in ihm auch. Es war erst ein leichter, kaum wahrnehmbarer Hauch.

„Ich finde, wir sind ganz einfach Opfer“, nahm Albert nach einer nachdenklichen Pause das Wort wieder auf. „Opfer eines unbekannten Schuldigen“. Sie fühlten sich beide wirklich als solche, sie waren eben trotz allem

und trotz verschiedenen Vorzügen nur Normalmenschen, weil sie ihre Sache nicht auf einen überirdischen Standpunkt eingestellt hatten. Sie wurden deshalb von vielerlei Mächten getrieben. Margrit hob jäh den Blick.

„Opfer — gemeinsame Opfer“, sagte sie. Da fuhr auch sein Kopf in die Höhe.

„Gemeinsame“, wiederholte er und dachte angestrengt über dies Wort nach, bis er, wie abwesend, jedoch sich besinnend, fortfuhr: „Gemeinsame Opfer! Freilich, hierin gehören wir zusammen. Jetzt sieh einmal einer, es gibt also doch noch Dinge, in denen wir zusammen gehören. Wir haben also doch noch Gemeinsames, und ich glaubte, unser altgewordenes Ideal trenne uns, und nun entdecken wir in ihm auf einmal wieder etwas Gemeinsames“.

Sie wurden sich bewußt, daß sie hier sehr einträchtig zusammen auf einer Bahn gingen. Sie hatten gemeint, sie strebten in allem nur auseinander, und da fanden sie sich plötzlich auf einem gemeinsamen Weg. Das dünkte sie irgendwie komisch. Ihr Lächeln wurde ein klein wenig freier. Nun sie trotz allem eine Einsamkeit entdeckten, fürchteten sie sich weniger vor der Einsamkeit.

Doch dann kam ein anderes Weilchen. Margrit legte das Gesicht in die Hände und begann heftig zu weinen.

„Weshalb weinst du nun?“

„Ach, es war doch so schön damals“, sagte sie. „Ich kann es nicht fassen, daß es nicht mehr sein soll. Ich hing so sehr daran“. Sie wurde ganz fassungslos, und er fühlte die Verpflichtung, sie zu trösten. Er erhob sich, trat hinter ihren Stuhl und streichelte ihr dünn gewordenes Haar. Seine Bewegungen waren gütig und väterlich, und unter seinen Händen bekam Margrit ein leichtes Gefühl von Geborgenheit. Die Tränen versickerten. Sie lehnte unbewußt den Kopf an seine Brust. Da fühlte er, daß er eine gute Tat getan hatte und wurde ein wenig stolz auf deren Erfolg. Sie schaute zu ihm auf und flüsterte:

„Du bist ja immer noch so gut, wie damals“.

„Und ich muß dich immer noch trösten und aufrichten, wie damals“, gab er zurück. Sie schmiegte sich fester an ihn. Er hielt sie gut und trostreich. Es fiel ein Strahl aus jener Zeit in diese Stunde.

„Jetzt hast du etwas von jenem Albert an dir“. Ihre Augen glänzten auf.

„Und du gleichst nun ein bißchen jener mir so lieben Margrit“. Er streichelte sie wieder.

Dann auf einmal wurden sie furchtbar ernst.

„Nun soll ich dich wieder verlassen?“ fragte sie und wollte aufs neue weinen. „Wie werde ich einsam sein, wie fürchte ich mich vor dieser Einsamkeit! Ich habe doch all die Einsamkeit der vergangenen Jahre nur ertragen, weil ich hoffte, einst mit dir der Einsamkeit entrinnen zu können“. Sie begann sich mächtig zu fürchten vor der kommenden Einsamkeit. Sie drehte sich um und legte die Arme instinktiv um seinen Hals. Sie suchte Schutz, Rettung und Halt bei ihm. „Ich kann nicht mehr einsam sein!“ schrie sie.

Dunkel, wie eine harte Felswand, tauchte da vor seinen Augen die Zukunft auf, voll kalter Einsamkeit. Es fröstelte ihn. Er würde erfrieren in dieser Zukunft. Er würde zu Eis erstarren. Jäh befiel die Furcht auch ihn, und er suchte triebhaft Halt an Margrit.

„Auch ich ertrage es nicht mehr! Wie lange war ich einsam! Und nun soll ich es wieder werden? Nein! Ich will nicht mehr einsam bleiben! Gehe nicht, sonst bin ich wieder so allein!“ Er drückte sie mit aller Kraft an sich. Sie klammerten sich aneinander. Eines wurde dem Andern zum Schutz.

„Ich kann dich nicht verlassen, ich fürchte mich“, sagte Margrit.

„Gehe nicht, gehe nicht“, wiederholte er. Die Furcht erregte sie. Ihre Körper zitterten. Ihre Wangen wurden rot und ihre Augen glänzten.

„Ich soll bei dir bleiben?“ fragte sie. Er nickte.

„Du Guter, wie gut und lieb du bist“, sagte sie erlöst und aufatmend. „Du bist so gut, daß ich dich küssen möchte“. Sie zog seinen Kopf herab. Die Angst trieb sie zusammen. Und dann fühlten sie, daß sie sich ja küßten, und als sie es fühlten, fuhren sie auseinander, von Erstaunen befallen.

„Was ist das?“ sagte Albert. „Wie du küssest! So küßte damals Margrit, so lebendig und warm“. Sie betrachteten sich.

„Wie siehst du aus?“ fragte Margrit. „Jetzt siehst du ja ganz aus, wie der Albert damals. Ach, wirklich, du bist doch der Albert, der, den ich lieb habe“.

„Und du? Du bist ja die Margrit, so, wie ich sie lieb habe“. Sie erkannten sich. Es fiel

ihnen von den Augen. In aufblitzender Freude umschlangen sie sich.

Und als sie sich dann aus der Umarmung lösten, atmeten sie tief und frei auf. Sie sahen vor Erregung ganz jung aus. Albert setzte sich neben sie und hielt ihre Hand.

„Wie ist das jetzt plötzlich geworden?“ fragte er. „Ich meinte doch... Ich glaubte doch... Und es ist gar nicht, wie ich glaubte und meinte. Wie kam das nur?“

„Ich staune“, sagte sie. „Wir sind ja gar nicht traurig, nicht einsam, nicht alt, es ist ja gar nicht wahr, es ist alles umgekehrt.“

„So ist es“, erwiderte er. „Es ist alles gut und nicht schlimm. Wie kam es nur? Es war so plötzlich da.“

„Jetzt sehe ich es, du Albert, unser Ideal ist gar nicht alt geworden.“

„Nein, es ist noch so jung, wie damals auf dem Bahnhof.“

„Ach Gott, nun hab ich gemeint, es trenne uns und jetzt...“

„Jetzt hat es uns zusammen geführt“. Sie seufzte glücklich.

„Wie haben wir uns geängstigt“, sagte sie. „Ach Gott, wie hat man jetzt uns mitgespielt.“

„Vielleicht kam das alles nur vom Wiedersehen. So ein Wiedersehen nach vielen Jahren ist eben ein Ding, das beängstigend ist.“

„Ich möchte es wirklich nie wieder durchmachen.“

„Das sollst du auch nicht mehr.“

Nun ward ihr Lächeln ganz rein und freudvoll. Von ihm verschönt, saßen die zwei alternenden Deutschen am Tisch vor dem kaltgewordenen See.

Herzen.

Herzen gib's, wie ein Uhrwerk fein,
wo gehen die Räder auf Edelfein;
doch kommt ein Staubchen von ungefähr —
schlägt das Herz nicht mehr.

Drum findest du jemand sich sorgsam verschließen,
laß die Mühe dich nimmer verdrießen —
wird um das Herz und hüte es fein:
da drinnen geht alles auf Edelfein.

Von Karl Erny. *)

Geisteskultur und Körperkultur.

Von Chr. W. Sufeland.

Nur durch Kultur wird der Mensch vollkommen. Sowohl die geistige als physische Natur desselben muß einen gewissen Grad von Entwicklung, Verfeinerung und Veredlung erhalten, wenn er die Vorzüge der Menschennatur genießen soll. Ein roher, unkultivierter Mensch ist noch gar kein Mensch, er ist nur ein Menschentier, welches zwar die Anlage hat, Mensch zu werden, aber, solange diese Anlage durch Kultur nicht entwickelt ist, weder im Physischen noch Moralischen sich über die Klasse der ihm gleichstehenden Tiere erhebt. Das ganze Wesentliche des Menschen ist seine Vervollkommnungsfähigkeit, und alles ist in seiner Organi-

sation darauf berechnet, nichts zu sein, sondern alles zu werden.

Höchst merkwürdig ist der Einfluß, den die Kultur auch auf die Vervollkommenung des Physischen und eben auf Verlängerung des Lebens hat. Gewöhnlich glaubt man, alle Kultur schwäche und verkürze das physische Leben. Aber dies gilt nur von dem Extrem, der Hyperkultur, die den Menschen zu sehr verfeinert und verzärtelt; diese ist ebenso schädlich und unnatürlich als das andere Extrem, die Unkultur, wenn die Anlagen des Menschen nicht oder zu wenig entwickelt werden; beide verkürzen das Leben. Sowohl der verzärtelte, zu sinnlich oder geistig

*) Wir entnehmen dieses Gedichtchen einem Erstlingsbändchen, das im Verlage von Benno Schwabe u. Co., Basel, erschienen ist: „Die fünf Segel“. Leben, Natur, Liebe, Schatten und Licht, Stimmungen sind die treibenden Kräfte, die des jungen Zürcher Dichters Seele erregten und ihr bald leidenschaftlich

bewegte kleine Gefänge, bald schöne Gedanken und Bilder entlockten. Noch ist nicht alles formficher, nicht alles zum Gedichte ausgereift und geklärt; dennoch darf man sich das Büchlein anschaffen: es ladet zum Sinnen und Betrachten, zum Leben in Stille und Schönheit ein.